



Christina Kaba bei der Ernte im Gemeinschaftsgarten von Kapstadt.

Gärten der Hoffnung

Hinter Wellblechhütten in Kapstadt entstehen auf sandigem Boden fruchtbare Oasen. Frauen und Männer lernen hier, wie man Gemüsepflanzen anbaut und so die eigene Familie ernährt

Text: Eli Kleffner

Es ist früh am Morgen noch vor Sonnenaufgang in einem der nördlichen Townships von Kapstadt. Kleine Hütten mit angebauten Blechverschlängen reihen sich kilometerweit aneinander. Zwischen den Häuserzeilen liegt ein Sandplatz zum Fußballspielen, an den sich – fast unwirklich – ein großer Gemüsegarten anschließt. Das Bild gleicht einer Oase in der Wüste: der einzige grüne Fleck weit und breit. Auf mehreren, mit unterschiedlichen Gemüsesorten bepflanzten Parzellen wird bereits gearbeitet. Eine Bewässerungsanlage surrt und die mit glitzernden Tropfen überzogenen Pflanzen verzaubern die sonst triste Umgebung.

Der Tag beginnt früh auf dem Feld

Christina Kaba, auch Mama Kaba genannt, stellt die Bewässerungsanlage ab und beginnt, ein abgeerntetes Feld umzugraben. Manchmal steht sie schon um sechs Uhr auf dem Acker. „Dein tägliches Brot liegt in der Erde verborgen, das musst du dir erst einmal erarbeiten“, sagt sie und stellt die große Schaufel beiseite. In den letzten drei Jahren hat sich der sandige Boden unter ihrer Anleitung in einen blühenden und ertragreichen Garten verwandelt.

Die Parzellen gehören zu dem Projekt „Abalimi Bezekhaya“, das in den nördlichen Townships Khayelitsha und Nygana die Gemeinschaftsgärten aufgebaut hat. Gefördert wird es vom katholischen Hilfswerk „Misereor“.

Gärtner übernehmen Verantwortung

„Abalimi Bezekhaya“ ist Xhosa – die Sprache der meisten Menschen, die in den Townships Südafrikas leben – und bedeutet „Farmer rund ums eigene Haus“. Der Name ist Programm: Ein Großteil der 3000 Familien, die sich dem Projekt bereits angeschlossen haben, bearbeitet das Stückchen Erde, das zu ihren Wellblechhütten oder einfachen Häusern gehört.

Außerdem bewirtschaften 500 Township-Bewohner je eine Parzelle in einem der inzwischen 100 Gemeinschaftsgärten. „Hier haben wir gelernt, wie aus sandigen Böden nährstoffreiche Erde wird. Welche Gemüsesorten miteinander wachsen ohne Schädlingsbekämpfungsmittel einzusetzen und wie wir die Beete bearbeiten“, erklärt Mama Kaba.

Das gemeinsame Gärtnern bietet Menschen in armen Gegenden wie den Townships oft die einzige Möglichkeit, sich ohne Landbesitz und ausreichendes

Einkommen zu ernähren. Zwei Millionen Menschen leben rund um Kapstadt in den Siedlungen. Alkohol, Kriminalität und große Armut begleiten den Alltag der Bewohner. 40 Prozent der erwerbsfähigen Menschen sind arbeitslos. „Bitter ist der Verlust des Selbstwertgefühls, nicht mehr gebraucht zu werden, den Anschluss an die Gesellschaft zu verlieren“, erzählt der Gründer des Projekts, Rob Small. Diese Erfahrung nahm er vor rund 30 Jahren zum Anlass, mit der städtischen Landwirtschaft zu beginnen. „Einen Garten zu bewirtschaften bedeutet, Verantwortung zu übernehmen. Wer nicht dranbleibt, verliert die Ernte“, sagt er.

Die Frauen geben den Ton an

In vielen Großstädten wird bereits gegärtnert wie in Kapstadt. Der Trend heißt „Urban Gardening“ (englisch: städtisches Gärtnern) und ist auch in Deutschland angekommen: In Städten wie Berlin wachsen Kartoffeln auf Hochhausdächern, sind die Balkonkästen mit Salatköpfen statt mit Geranien bestückt und gedeiht eine kunterbunte Gemüsevielfalt in Hinterhöfen zwischen grauen Wohnblöcken. Nach den Lebensmittelskandalen der vergangenen Jahre wollen besonders junge Menschen wieder wissen, »



Gemüse wie der Fenchel von Mzwandile Kaba (2. v. rechts) wird in den Sammelstellen sortiert (ganz rechts ob.) und verpackt (2. v. links). An den Verteilstellen holen die Abonnenten ihre „grünen Tüten“ ab (links). So sichert die Ernte das Einkommen vieler Menschen in den Townships von Kapstadt (ganz rechts unten).

woher ihr Gemüse und Obst kommt und wie es angebaut wird. Bei „Abalimi Bezekhaya“ geht es um mehr: Viele Mitglieder sind in den letzten Jahren zu ökologischen Kleingarten-Experten geworden. Das bedeutet nicht nur, die Familie ernähren zu können, sondern auch Teil einer ökologischen Bewegung zu sein, selbstbewusst und stolz. Und: Viele Gärtner können einen kleinen Teil ihrer Ernte sogar verkaufen. Rund 10000 Haushalte in den beiden Townships profitieren inzwischen als Produzenten oder Konsumenten vom Anbau direkt vor der eigenen Haustür. Wer im Projekt mitarbeitet, wird in Workshops geschult und in der Praxis begleitet. Ein Großteil der Gärten liegt in der Hand der Frauen. „Unter den neuen Gärtnern sind inzwischen aber auch

viele junge Männer“, ergänzt Rob Small voller Hoffnung. Doch vor allem Frauen wie Mama Kaba haben das Projekt Abalimi Bezekhaya erfolgreich gemacht. Sie gehört zu den sogenannten „Field Operation Managern“, berät und unterstützt beim Anbau, der Herstellung von Kompost und der Pflege der Beete.

„Du brauchst Geduld und viel Liebe“

Ihr reichhaltiges Wissen und ihre Erfahrung gibt sie gern an die Mitglieder weiter. So ist sie zu einer wichtigen Multiplikatorin geworden. Das ist Teil des Konzepts: das Gelernte, ob im Garten oder in den Schulungen, an die anderen weiterzugeben. Aber die wichtigste Botschaft von Mama Kaba lautet: „Du brauchst Geduld und viel Liebe, dann ist es einfach. Wenn du deinen Garten nicht liebst, gibt dir die Erde auch nichts zurück. Du musst die Pflanzen so lieben wie deine eigenen Kinder.“ Was diese Liebe anzurichten vermag, kann man an den Karotten in ihrem Feld sehen, leuchtend orange-rot und kräftig. Das kann auch an der ökologischen Bewirtschaftung liegen: Der Kompost ist selbst gemacht, das Düngemittel auch. Angelegt wird der Garten in Mischkulturen, sodass die Pflanzen sich gegenseitig

vor Schädlingen schützen und der Boden nicht ausgelaugt wird. Auch Mama Kabas Sohn Mzwandile bearbeitet seit zwei Jahren ein eigenes Feld. Der 29-Jährige gehört zu einer neuen Generation der Kleingärtner, die in diesem Bereich auch ihre berufliche Zukunft sehen. „Ich pflanze nicht nur für meine eigene, kleine Familie an. Ich verkaufe einen großen Teil auf dem Markt und kann davon sehr gut leben“, berichtet er nicht ohne Stolz. Seine Freunde, für die Gartenarbeit erst gar keine Option war, interessieren sich plötzlich auch dafür. Ein sicheres und gutes Einkommen ist selten in den Townships.

In „grünen Tüten“ wird die Ernte verkauft

Mzwandile zählt 70 Fenchelknollen ab und packt sie in einen Kleinlaster. Wer auf seinen Parzellen über den eigenen Bedarf hinaus produziert, verkauft seine Ernte entweder auf dem freien Markt oder ist Mitglied des 2008 gegründeten Vermarktungskonzeptes „Harvest of Hope“ (englisch: Ernte der Hoffnung), das zu „Abalimi Bezekhaya“ gehört. Für Mzwandile und Mama Kaba ist „Harvest of Hope“ eine wichtige Einkommensquelle. Jeden Dienstag ist Markttag bei „Harvest of Hope“. Aus 48 Gemeinschaftsgärten,

bewirtschaftet von rund 120 Mikro-Farmern, wird heute Gemüse für die „grünen Tüten“ frisch geerntet. Das Konzept kennen wir in Deutschland unter dem Namen „Grüne Kiste“: Die Kunden haben ein Abonnement und erhalten einen wöchentlichen Ernteanteil. Was in die Tüte kommt, bestimmen die beteiligten Kleinbauern von „Harvest of Hope“. Auf einer eigens dafür eingerichteten Website informieren sie über die tagesaktuelle Ernte. Passend dazu gibt es Rezeptideen.

Die Kunden lieben das frische Gemüse

In einer halben Stunde holt der Kleintransporter das Gemüse ab. Ungeduldig hält Mama Kaba eine Liste der Gemüsesorten in der Hand. Noch werden auf den Feldern Karotten, Spinat, Fenchel, Mangold und Brokkoli geerntet. Die Zeit wird heute knapp. Das Gemüse wird vor Ort gewaschen und in handliche Einheiten für den Transport zusammengefasst. Schließlich ist es im Laster verstaut und los geht es zur Sammelstelle. Sie befindet sich zehn Minuten entfernt in einem kleinen Industriepark. Dort herrscht emsiges Treiben. Eine kleine Gruppe lädt aus, wiegt das Gemüse und verteilt es auf einem langen Tisch. „Die Produzenten werden nach Gewicht

bezahlt“, erklärt uns Rob Small. Wie an einem Fließband verpacken die Mitarbeiter abgezahlte Sorten in rund 450 Tüten für die Endverbraucher: Karotten, Fenchel, Spinat und Brokkoli. Kleine Einheiten für den Zwei-Personen-Haushalt kosten 99 Rand (rund sieben Euro), große Familientüten 133 Rand (rund neun Euro). Um zehn Uhr sind die Tüten schließlich in den Transportfahrzeugen verstaut und werden nun an 30 Verteilstellen geliefert. Eine davon befindet sich vor einem Baumarkt. Bis zum späten Nachmittag können sich die Kunden ihre Tüten dort abholen. Die Verteilung übernehmen meist Freiwillige, die im Projekt, aber nicht in den Gärten mitarbeiten. Zeit für ein kleines Gespräch bleibt immer. Ayres ist schon lange Kundin von „Harvest of Hope“. Sie hat keinen eigenen Garten und liebt das frische ökologische Gemüse, das aus der Region kommt. Bei der Frage, ob sie sich vorstellen kann, Fenchel auf dem eigenen Balkon anzupflanzen, lacht sie etwas irritiert. Da müsste schon jemand von „Harvest of Hope“ vorbeikommen und ihr das beibringen. ☪

Hilfe für Südafrika

Südafrika gilt als Schwellenland, in dem dennoch über acht der 55 Millionen Einwohner in extremer Armut leben. Die Arbeitslosenquote liegt offiziell bei 25 Prozent, inoffiziell wird sie auf mehr als 40 Prozent geschätzt. Das katholische Hilfswerk „Misereor“ fördert seit 1959 Projekte in Südafrika, zunächst im Gesundheits- und Bildungswesen. Während der Apartheid wurde die Hilfe politischer: Rechtsberatung für unterdrückte Regimekritiker und Unterstützung für schwarze Gewerkschaften. Unvergessen ist vielen Menschen in Deutschland die Fastenaktion „Ich will ein Mensch sein“ 1983, mit der ein Hilfswerk in Deutschland erstmals ein politisches Regime kritisierte. 2015 hat „Misereor“ 19 Projekte in Südafrika mit fast vier Millionen Euro unterstützt. Im Rahmen des Projekts „Abalimi Bezekhaya“ fördert das Hilfswerk insbesondere städtisches Gärtnern und die Begrünung von Schulen und Straßen. Mehr Infos: www.abalimi.org.za